

37. Aristokratie.

Damit der Unterschied heraustrete zwischen dem Leben im östreichischen Süden und im preussischen Norden, und wie diese nicht feindliche, aber in den Elementen schon vorhandene Trennung zweier deutschen Stämme mehr durchgreife als selbst die nationale zwischen Deutschen und Franzosen, muß die Aristokratie noch in ihrem Dreiviertelglanz von Ehemals in der heutigen Kaiserstadt sich sonnen.

Ob und wie tief sie eingreift in das Staatsleben, ob zum Schaden ob zum Heil, ob sie die Schuld trägt, daß Oestreich keinen höhern Rang einnimmt unter den vorwärts strebenden, oder ob sie es gewesen, welche diesem Staate in den europäischen Stürmen den festen, gesunden Boden gerettet, aus dem mehr für Deutschland hervorgehen kann, als die liberale Sehnsucht erwartet, ob sie es ist, welche den Wurmstich am Lebensbaum, die Polizeiverfchlingung, wie sie ist, nährt, um von

ihr wieder gespeist zu werden, oder ob dies System, so widerstrebend dem einer großartig germanischen Aristokratie, von ihr nur als nothwendiges Uebel noch geduldet wird, das sind Fragen, mit denen unsere Bilder nichts zu thun haben. Sie betrachten nicht die Aristokratie wie sie ist, sondern wie sie scheint.

Darin habe ich eine von der des pariser und berliner Kleinbürgers oder Kaffehausliberalen sehr abweichende wiener Natur: mich ärgert nicht eine Prachtcarosse mit Sechsen und goldstrogenden Heidenucken dahinter, und ich halte es nicht für eine Vervollkommnung des Menschengeschlechts, wenn die jetzt noch darin sitzen, künftig in einen Fiaker steigen müssen oder zu Fuß gehen, wiewol ich selbst nie den leisesten Wunsch gespürt, auch mit Sechsen zu fahren in goldbordirten Kutschen und mit hinten aufschwebenden Jägern. Mich freut im Gegentheil, daß es noch Menschen gibt, die daran Freude finden. Ich war vielmehr eine Zeit lang besorgt, daß diese Menschenclasse ganz aussterben würde.

Und man erwäge nur ganz einfach: was stürbe mit ihr aus und ginge mit ihr unter, wenn z. B.

die Goldlackirer kein Brot mehr hätten, wenn sie eingehn müßten wie die Perrücklers. Wer lackirte dann den Malern ihre goldenen Rahmen? Wenn aller Lack als unnütz außer Mode käme, wie fräße der Staub an den glänzenden, das Auge erfreuenden Farben. Vielleicht käme eine Zeit, wo man die Farben überhaupt für unnöthig hielte, und es würde Alles eine große Mischfarbe Grau in Grau. Grau ginge der Bettler, im grauen Rocke predigte der Kanzelredner, grau saßen die Rätthe zu Gericht und in grauem Purpurmantel der König auf dem Throne, oder, was dann wahrscheinlicher, der erste Präsident auf seinem Stuhle. Und was würde aus dem Theater, wenn Alles grau ginge; der Tyrann und der Liebhaber, der Aschenmann und die Kofette, wenn man die Decorationen grau anstriche, den Frühlingswald und das Prachtgemach, die Mondscheingegend und den bengalischen Feenpalast, Alles auf grauer Leinwand — Nein, so weit ginge es doch nicht: die Schauspieler spielten nicht, und ohne Theater keine Welt.

Auch habe ich eine Bürgschaft dafür, daß Sonne, Mond und Sterne sich nie in Erdfarben kleiden werden; und scheinen sie auch dann und

wann verhüllt von Wolken und Nebel, sie blißen doch durch, und so lange der Mensch sie da oben golden am Firmamente blinken sieht, pfuscht er ihnen nach und malt Gold, wenn er kein echtes hat.

Die östreichische Aristokratie scheint und scheint nicht. Sie gibt ein Schauspiel, wo es gilt eines zu geben, bei Krönungszügen, Hochzeiten, auf den Straßen. Dann tritt sie auf im goldgewirkten Kleide mit Perlen und Diamanten und Reiherfedern; und man weiß, was es bedeuten soll. Was es scheint, ist es, nichts Geborgtes. Aber wo es nicht gilt, läßt sie den kostbar unbequemen Anzug in der Garderobe und geht im bequemen Bürgerrocke ins Theater, in die Wirthshäuser, in Gesellschaften. Viel zu schwer, bauschig und eckig ist der Magnatenrock, um ihn unter dem Ueberrock immer auf dem Leibe zu tragen, daß man den dann und wann aufknöpfen und die Leute sehen lassen könne: „Seht, der bin ich eigentlich, und es ist nur Herablassung von mir, daß ich mit Euch jetzt familiar thue, die Ihr nicht so den Ueberrock aufknöpfen könnt.“ Das hat der östreichische Aristokrat nicht nöthig. Es zweifelt Niemand an sei-

ner Bedeutung, seinem Einfluß, seinem „Geborrenen;“ er kann ganz dem Geseze der Bequemlichkeit huldigen. So echt ist ihm sein Gold, daß er keinen Schmutz daran fürchtet. Er kann in den Tavernen liegen, mit den Handwerksburschen am selben Tische gebäckne Hähnel oder Puter speisen, aus vollem Herzen lustig sein und zeigen, daß er es ist, ohne zu fürchten, daß er sich etwas vergibt. Nur wo der Ubel in bestrittenem Rechte und gekränktem Besitze genöthigt ist jeden Augenblick sein Recht zu bewachen, und dies nicht besser thun zu können glaubt, als durch gemachte Vornehmheit, nur da beleidigt seine Erscheinung und weckt Neid und Mißgunst.. Von einer solchen Stimmung, wie sie durch ganz Norddeutschland seit fast einem Jahrhundert herrscht, aus der alle unsere Familienstücke und Romane mit den vornehmen Bösewichtern hervorgegangen, bemerkst Du nichts in Wien. Der Cavalier ist in Gesellschaft ein Mensch wie jeder andere Mensch, er trägt sich, er spricht, er lacht, er ist, er trinkt und ist lustig wie jeder andere Wiener.

Man wird Dir grauenhafte Dinge von dem frevelnden Uebermuth dieses Magnaten, oder die

Erinnerung an jenen, welcher dies und das gethan, was Du nicht thun dürftest, erzählen. Aber man erzählt Dir auch, wenn Du es nicht schon weißt, daß die Strafe des Gesetzes ihn ereilt, und schwerer, als es den Anschein habe; es war aber nur eine Ausnahme, und wenn der Fälle auch mehre gewesen, so gehört es doch nicht hierher, denn es spricht nur für die Macht der Großen, zu schaden und Gutes zu thun, und hat nichts mit ihrer Erscheinung zu thun, die uns hier allein angeht.

Verstehst Du unter den Aristokraten die große Welt, so wirst Du auch hier eine andere finden, als Du Dir vorstellst. Die Gesellschaft in jenem engsten dünnen Begriffe hält auch hier zusammen, sie ist wie überall ein geschlossenes Corps, getrennt durch unübersteigliche Mauern von denen, die nicht die Geburt drin auf die Welt setzte. Hier gelten in allen materiellen Angelegenheiten dieselben Gesetze wie am Nordpol und Südpol, es sind die Unsterblichen, in die weder die Revolution noch Napoleon Bresche geschossen, und wenn es geschah, wachsen die Echten wieder auf gleich Jason's Saat, und sie erkennen sich auf den ersten Blick. Aber abgesehen von jenen materiellen Berührungen herr-

schen andere Sitten, bequemere, liberalere, innerhalb und außerhalb der Mauern. Dort ist man unter sich, hier will man nicht fremd bleiben, denn das störte die Lustigkeit. Jene Engländerin schlug in Berlin die Hände zusammen über den freien Ton der Deutschen. Von Berlin nach Wien versetzt, schrieb sie uns entsetzt: in Berlin wisse man doch noch, was Sitte heißt; von dort durch das Schicksal unter Warschaus große Welt verschlagen, sehnte sich die bange Puritanerin nach Wien zurück, denn dort habe man doch noch Achtung vor der Tugend. Neben der Achtung vor ihr mag auch viel wirkliche Tugend, was die Engländerin darunter versteht, in Wien zuhause sein. Es wäre von einem Fremden wenigstens unbillig, daran zu zweifeln, und noch unpassender, moralisiren zu wollen. Ich rede nur von dem leichtern Blutlauf, der in der Erscheinung alles Eckige, Geschraubte, Steife aus der großen wiener Welt verbannet. Man läßt sich gehen, weil man nichts verlieren kann, man forcirt keine Mirs, keinen vornehmen Ton, der Cavalier spricht wienerisch und die Baronesse liest den Claren, was freilich auch wol anderwärts von Freifrauen geschieht, aber sie

stecken ihn, wenn ein Dritter eintritt, unters Sophakissen. Die Wienerin schämt sich nicht zu sagen, daß ihr Bedenkliches unbedenklich gefallen hat, womit übrigens nicht behauptet sein soll, daß es nicht auch wiener Baronessen gibt, welche andere Bücher lesen.

Es gibt unter den Großen noch reiche Große, und der Reichthum gilt etwas in Wien. Das hat Wien freilich mit der ganzen Welt gemein, aber der Reichthum wird nicht in der ganzen Welt dazu verwendet Gemeinnütziges und Großes zu fördern. Am wenigsten thut dies der schnell erworbene. Auch klagt man wol, daß es jetzt nicht mehr sei wie sonst, daß die Großen sich darin einschränken, Kunst und Wissenschaft nicht mehr mit dem uneigennützigen großen Sinne wie ihre Väter und Großväter pflegen, und Hunderttausende bis Millionen lieber für Lust und Glanz des Momentes hinopfern, als Monumente für die Nachkommenschaft gründen. Aber deren gibt es doch viele aus älterer Zeit, welche von einem großen Sinne der österreichischen Aristokratie sprechen, und die Namen der Liechtenstein, Esterhazy, Schwarzenberg u. A. dürften, auch wenn diese berühmten

Geschlechter erlöschen sollten, und eine Zeit einbrä-
che, welche gewaltsam oder allmählig alle Summi-
täten nivellirte, in ihren Werken länger fortbauern.
Wien und seine Vorstädte zählen nicht wenig Pa-
läste der Magnaten, deren Säle und Hallen, an-
gefüllt mit den seltensten Kunstschätzen, täglich so-
wie die sorgsam gepflegten Gärten dem einheimi-
schen Publicum und den Fremden offen stehen und
ihnen mehr gehören als ihren Besitzern, welche
nichts davon ziehen als die Ehre und große Ko-
sten auf ihre Erhaltung jährlich verwenden müssen.
